



Tennis-Siegerin Billie Jean King, Verlierer Riggs 1973: „Damen ins Licht gerückt“

Förderung. „Riesenkonzpte für die Männer“, hat Erika Dienstl schon moniert, denen „Defizite bei den Frauen“ entsprechen, „vor allem bei der Trainerzuweisung“. Dabei schöpfen viele männliche Kaderathleten die Chance aus, während ihres Wehrdienstes in den Sportkompanien optimal zu trainieren. Für Mädchen gibt es keine entsprechenden Möglichkeit.

Die meisten Trainer zieht es zur Arbeit mit Männern. Denn der Verdienst hängt vom Erfolg ab, und der winkt bei Männern sicherer. Aber auch psychologisch benötigen Frauentrainer „mehr Einfühlungsvermögen“, weiß Frau Dienstl. „Mit Männern tun Trainer sich leichter.“ Unter 113 vollbezahlten Bundestrainern gibt es nur sechs Frauen.

Im Fechten arbeiten vier Bundestrainer, darunter keine Frau, aber eine Fachwartin half als Mittlerin. Doch zum Olympia in Los Angeles flog statt ihrer ein Funktionär mehr mit. „Das brachte uns echte Einschränkungen“, kritisierte Cornelia Hanisch. „Wäre sie ein Mann gewesen, hätte man sie mitgenommen.“ Die Fachwartin gab auf.

Wenn Trainer doch zu Frauen geschickt werden, „haben sie oft keinen blassen Schimmer“, stellte die vielmalige deutsche Rudermeisterin Sabine Reuter fest. Trainingskonzepte sind meist an Athleten gewonnen und erprobt worden. Später werden sie den Frauen übergestülpt, ohne Rücksicht darauf, daß zum Beispiel Frauen, die im Schnitt 30 Prozent weniger Muskeln bilden, durch Krafttraining „keinen Trainingsreiz“, wie Professor Wildor Hollmann schrieb, auf „Herz, Kreislauf und Atmung“ erreichen: „Das Versagen wird dann den Frauen angelastet“, so der Soziologe Michael Klein.

Zudem bemerkte Klein „oft fatale Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Sportlerin und Trainer“, die vor allem in

Unselbständigkeit münden. „Heute küssen und morgen in den Hintern treten“, nannte ein Frauentrainer sein Rezept. Ein anderer betrachtet das Verhältnis erst dann als „richtig leistungsfördernd“, wenn es im Prinzip „dem des Zuhälters zur Prostituierten entspricht“.

Sabine Reuter sammelte 1983 Ruderinnen, die dem offiziellen Kader nicht angehörten, in einem Doppelvierer. „Kein Bundestrainer hat sich um uns gekümmert“, auch finanzielle Förderung entfiel. Als das Boot der Außenseiterinnen sich dennoch für Olympia qualifizierte, versuchte der Verband Einfluß zu nehmen und zwei Ruderinnen auszutauschen – vergebens. Die ungeförderte Reuter-Crew wurde Vierte.

Im Modernen Fünfkampf errangen die deutschen Mädchen bei Weltmeisterschaften, was den Männern seit Jahren mißglückte: Medaillen. Aber Frauen-Fünfkampf steht nicht auf dem olympischen Programm. Deshalb „gibt's keinen Pfennig vom Innenministerium“, klagte Fünfkampf-Frauenwartin Hiltrud Reder. Von der Sporthilfe beziehen die Fünfkämpfer monatlich mehr als 1000 Mark, die Mädchen 150 Mark.

Viele Segelfunktionäre hielten sich bis in die Gegenwart an das Vorurteil: „Frauen an Bord – Totschlag und Mord.“ Als die Crew der „Walross III“ 1983 samt der Mitseglerin Anke Schulz in Bremen aufkreuzte, um mit dem „Silbernen Globus“ für eine Weltumsegelung geehrt zu werden, stoppte sie ein Vertreter des Veranstalters: „Für Frauen haben wir hier keinen Stuhl“, sagte er, „die ehren wir nicht.“

Inzwischen führte der Welt-Seglerverband Weltmeisterschaften in drei Frauen-Klassen ein, das IOC gestattet Frauen 1988 freie Fahrt für eine Bootsklasse (470er). International spürt Hanne-Marie Bense, die Hamburger Vorsitzende

des Ausschusses für Frauensegeln im Weltverband, auch „mehr Akzeptanz und Anerkennung“ als zu Hause. Das deutsche Verbands-Präsidium, das Ausschüsse für Eissegeln und Modellsegler unterhält, lehnte einen Frauenausschuß ab.

Die Verbands-Admiräle weigerten sich auch, eine Frauen-Weltmeisterschaft zu übernehmen, die Frau Bense requiriert und für die sie in Flensburg einen Klub als Ausrichter und einen Sponsor gewonnen hatte. Frau Bense wurde nicht einmal angehört. „Das ist immer noch ein mühsames Geschäft“, berichtete Hanne-Marie Bense über Frauensegeln, „und wird auf Sparflamme gehalten.“

Viele Athletinnen verdrießt es, daß ihre Leistungen im Vergleich zu denen der Männer unebenbürtig bewertet werden: Frauen sind nur zu rund 6 Prozent unter den Sportjournalisten vertreten – der Kreis schließt sich. Auch deshalb moderiert Cornelia Hanisch von März 1986 an im Fernsehen das Jugendsportstudio „Pfiff“ und arbeitet im Satellitenprogramm 3 Sat mit.

„Wenn eine gut aussieht und alles stimmt“, erfuh die Sportlerin des Jahres, „sieht man es positiv.“ Wilma Rudolph, die dreifache US-Olympiasiegerin, klagte unverhohlen: „In erster Linie wurde über meine Eleganz als Läuferin gesprochen.“ Sie verlangte, „wegen meiner Leistung und nicht vom sexuellen Standpunkt aus beobachtet zu werden“.

So mögen Siege, Titel und Rekorde einzelne in ihrem Selbstbewußtsein stärken. Zur Emanzipation haben Sportlerfolge bislang kaum beigetragen. Denn Athletinnen von Weltklasse sind meist schon selbstsichere Damen – sonst hätten sie sich nicht durchgesetzt. „Selbstbewußt war ich schon immer“, bestätigte Cornelia Hanisch.

„Zielstrebig bis an die Spitze“, meint sie, „hätte ich auch in einem anderen Bereich kommen können.“

SKI ALPIN

Zwei gegen Österreich

Well sich sein Vater mit dem Österreichischen Skiverband überwarf, startet der höchstbezahlte alpine Rennläufer Marc Girardelli für Luxemburg. Das trug ihm sogar Morddrohungen ein.

Als Marc Girardelli im Februar bei den alpinen Ski-Weltmeisterschaften in Bormio Silber und Bronze einfuhr, lästerte Weltcup-Direktor Serge Lang laut Schlagzeile des Münchner Boulevardblattes „tz“: „Noch nie hat ein größeres Arschloch eine Medaille gewonnen.“

Zwar entschuldigte sich Lang hernach. Marc's Vater und Trainer Helmut Girar-

delli akzeptierte, weil „der Serge halt ein emotionaler Mensch ist“. Aber die Entgleisung des in der Branche wegen seiner Machtfülle „Weltcup-Papst“ genannten Lang entsprang schwerlich dem Frust des Augenblicks. Seit Jahren nerven die selbstbewußten Girardellis die Verantwortlichen mit Alleingängen, die im alpinen Ski-Zirkus ohne Beispiel sind.

So startet der Österreicher Marc Girardelli, 22, auch in diesem Winter wieder für Luxemburg, weil sich Helmut Girardelli, 46, einst mit dem Österreichischen Skiverband (ÖSV) überwarf. Marc's öffentlich geäußerte Ansicht: „Skirennen sind persönliche und keine nationalen Anliegen“, ließ ganz Austria vor Entrüstung aufheulen. Die Ankündigung, er werde die luxemburgische Staatsbürgerschaft erwerben und an den

geschätzt. Trotz eines Pirmin Zurbriggen oder Ingemar Stenmark stieg er damit zum höchstbezahlten Akteur der Ski-Geschichte auf.

Es mache ihn stolz, so Marc Girardelli, daß er nun zurückzahlen könne. Denn „der Vater hat viel Geld in mich investiert“. Helmut Girardelli spricht von einer Million Mark, die er insgesamt aufgebracht habe, bevor der Sohn die begehrteste Litfaßsäule im Ski-Zirkus wurde.

Nach etlichen mageren Jahren, die familieneigene Stickerei mußte wegen Absatzschwierigkeiten stillgelegt werden, konnten sich die Girardellis 1984 den Erwerb des „Alpenhotels Bödele“ in Vorarlberg erlauben. Doch mehr als der wirtschaftliche Aufschwung zählt für Girardelli senior die Genugtuung, daß er recht behalten hat.

Unfall belastet. Er war als 17jähriger auf der Piste mit einer Skifahrerin kollidiert, die ihren Verletzungen erlag. Das schreckverzernte Gesicht dieser Frau, sagt Girardelli, habe er zwar nur in Sekunden wahrgenommen, doch „das Bild hat sich wohl für immer in mir festgesetzt“. Nach dem Unglück fuhr er keine Rennen mehr.

Was die Kollegen auf der Trainer-Akademie erfuhren, besorgte sich Vater Girardelli aus Fachbüchern. Aber auf Trainingslehren gibt er sowieso nicht viel. Nur ein psychisch stabiler, selbstbewußter Einzelgänger wie zum Beispiel der Schwede Stenmark, laut Girardelli „der größte Skirennfahrer aller Zeiten“, könne ein Champ werden. Das vor allem habe er dem jungen Marc eingeblut, und das sei entscheidender gewesen als das tägliche zweistündige Training.

„Als Marc zwölf Jahre alt war“, erzählt Girardelli senior, „sprach ihn einmal ein Mann an: Da drüben steht der Weltmeister David Zwilling, willst du ein Autogramm von ihm?“ Worauf Marc erwidert habe: „Ich warte, bis er eins von mir will.“ Da habe er gewußt, „der Junge hat es begriffen“.

Das Wichtigste, so Marc Girardelli, was ihn der Vater gelehrt habe, sei wohl: „Immer die Wahrheit zu leben, immer geradeaus zu gehen.“ An dieser Haltung prallte der Druck ab, den der Läufer zu Beginn seiner Karriere auszuhalten hatte.

Manches Mal, sagt Girardelli, sei er bei Rennen in Österreich „regelrecht betrogen worden. Um dem Vater eins auszuwischen, haben die Veranstalter meine Zeit schlechter gemacht, als sie war“. Das sei erst anders geworden, als die Zeiten bei Fernseh-Übertragungen eingeblendet würden.

Vater und Sohn kämpften unerschrocken gegen Österreich. Sie haben längst gewonnen. Zwar hat der Champ inzwischen etwas Last mit der Gesundheit. Er ist kurzsichtig – zwei Dioptrien –, und nach einem schweren Sturz 1983 bei einem Rennen in Kanada kann er das linke Knie nicht mehr durchdrücken. Aber wenn die Girardellis bei großen internationalen Rennen aufkreuzen, belächelt niemand mehr mitleidig das Zwei-Mann-Team, dem allenfalls ein Service-Experte zur Seite steht. Der „Siegertyp Marc“ (Vater Girardelli) hat sich durchgesetzt.

Unlängst war jedoch sogar Helmut Girardelli irritiert. Weil die Schweizer, Franzosen, Österreicher oder Deutschen gleich fünf, sechs Trainer an der Piste stationiert haben, die über Funksprechgeräte Erkenntnisse austauschen und ihren Läufern wichtige Tips geben können, erwog auch Girardelli die Anschaffung eines Walkie-talkie.

Er sei, so Girardelli, schon fest zum Kauf entschlossen gewesen, da sei ihm eingefallen: „Ja, und wenn du so ein Ding hast, mit wem willst du dann eigentlich reden?“



Sohn und Vater Girardelli: Eine Million Mark investiert

Olympischen Spielen 1988 in Calgary als Repräsentant des Großherzogtums teilnehmen, trug ihm sogar telefonische Morddrohungen sein.

Die Österreicher verdrießt, daß sie im vorwiegend gegen die Schweizer ausgeprägten Kampf um Marktanteile seit den Glanzzeiten Franz Klammers keinen PR-Mann vom Kaliber Girardellis mehr aufzuweisen haben. Der gewann in der letzten Saison neben Slalom- und Riesenslalom-Weltcup auch den Gesamt-Weltcup, die begehrteste Trophäe im alpinen Rennsport.

Weil Einzelkämpfer Girardelli im Gegensatz zu den anderen Weltklasseläufern keinem nationalen Skipool angeschlossen ist, der die jeweilige Ausrüstung begrenzt, kann er seine Ausrüster und Werbepartner wie Atomic oder Marlboro frei wählen. Girardellis Einkünfte aus dem vergangenen Winter werden auf rund zwei Millionen Mark

Als er vor acht Jahren seinen Sohn beim luxemburgischen Verband anmeldete, schrieben ihm die ÖSV-Funktionäre hämisch: Damit sei ja dann wohl klar, daß aus Marc nie ein Spitzenläufer werden könne. Zum Krach war es gekommen, weil Girardelli sich geweigert hatte, Marc in ein österreichisches Ski-Internat zu geben, in dem die größten Talente des Landes konzentriert wurden.

„Die hohen Herren haben mir nicht zugetraut“, so Girardelli, „daß ich den Jungen ohne die finanzielle und fachliche Unterstützung ihres mächtigen Verbandes in die Weltspitze führen könnte.“ Der Brief von damals sei für ihn wertvoller als jeder Titel, den Marc noch gewinnen werde.

Autodidakt Helmut Girardelli besuchte nie eine Trainerschule. Seine eigenen Erfahrungen als Rennläufer waren begrenzt und zudem mit einem schweren